

UPCOMING ARCHITECTS
FACING NEW CONDITIONS

*Pure Freude
an Wasser*



GROHE

Upcoming Architects nehmen Stellung, wie sie den Herausforderungen des globalen Wandels begegnen und wie sie ihre Position als Ideengeber, Neuschöpfer und Qualitätssetzer behaupten.

IM GESPRÄCH MIT EVA HIERZER,
NOW ARCHITEKTUR

DIGITAL
TALKS

INTERVIEW MIT EVA HIERZER

NOW ARCHITEKTUR, GRAZ



Eva Hierzer & Team

GROHE: Sie kreieren – laut Ihrer Webseite – identitätsschöpfende Konzepte, verfolgen einfache kreative Lösungen und denken über den Bauplatz hinaus. Können Sie uns das anhand eines Ihrer Referenzen genauer erklären?

E. Hierzer: Am besten kann man das bei unserem größten Projekt, der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Graz, veranschaulichen. Das Bestandsgebäude steht in einer schönen Parklandschaft und sollte im Rahmen eines Wettbewerbes erweitert werden. Für uns ist der Kontext eines Projektes außerordentlich wichtig, deshalb haben wir eine Art Dorfstruktur konzipiert, die sich in die Parklandschaft einfügt und die Natur damit zum Bestandteil des Gebäudekomplexes macht. Mit diesem Ansatz haben wir uns von unseren Kollegen hervorgehoben. Wir denken das Gebäude eben nicht nur bis zur Außenhaut, sondern darüber. Denn ein Gebäude steht nie nur für sich.

Einfache kreative Lösungen sind für uns dabei Lösungen, die in der Entwicklung komplex sein können, in der Realisierung dann aber total logisch, wirkungsvoll und eben auch einfach verständlich sind. Wir wollen damit Gebäude schaffen, die zeitgemäß bleiben, die in ihrer Einfachheit verschiedene Nutzungen zulassen und dabei dennoch in einer Symbiose zu ihrer Nutzung stehen können.

Alles in allem glaube ich, dass das ein ziemlich zeitgemäßer Ansatz ist, den viele unserer Kollegen genauso verfolgen. Ich würde diese Haltung also nicht allein für uns beanspruchen. Ich glaube, dass hier der Zeitgeist in der Architektur sichtbar wird. In den 1970er- und 1980er-Jahren sind viele skulpturale Architekturen entstanden. Die Grazer Schule zum Beispiel ist sehr ausufernd und besetzt die Orte gänzlich, sodass sich die Nutzung drumherum entwickeln muss. Die heutige Tendenz geht in die entgegengesetzte Richtung. Das Gebäude ist Teil des Ortes und nicht Ortsbestimmend.

Finden Sie Gebäude wie das Kunsthaus in Graz ortensprechend?

Das Kunsthaus hat zumindest die Aktivierung des Ortes bewirkt. Drumherum haben sich viele Nutzungen angesiedelt, die den Stadtteil beeinflussen haben. Das Kunsthaus selbst ist, würde ich sagen, eher ein Symbol, aber als Gebäude für die Funktion eines Kunsthauses nicht zu gebrauchen. Es stellt allerdings einen gewissen Anziehungspunkt dar und deshalb hat es auch seinen Platz im Stadtbild verdient.

Sie vertreten die Ansicht, dass Architektur das Potenzial haben muss, sich den verändernden Bedürfnissen der Menschen anzupassen. Es stellt sich dabei allerdings die Frage: Warum wird seit Jahrzehnten oftmals am Menschen vorbeigeplant?

Die Frage stellt sich uns auch. Wir haben den Anspruch, den Nutzer immer im Fokus zu behalten. In der Praxis ist das manchmal herausfordernd, viele Akteure beeinflussen die Planung, die Umnutzung, den An- oder Umbau. Ein positives Projektbeispiel ist da wieder die Kinder- und Jugendpsychiatrie in Graz: Vor Wettbewerbsbeginn entstand in enger Zusammenarbeit mit dem Klinikpersonal ein passgenaues Raumprogramm. Normalerweise ist es in der Psychiatrie üblich, dass der Patient für die Therapie zum Arzt geht und ansonsten quasi in seinem Zimmer bleibt. Bei unserm Projekt ist es aber so, dass die Patienten in Gruppenkonstellationen organisiert sind und der Arzt zum Patienten kommt; und dieses Konzept muss sich natürlich in der Architektur widerspiegeln. In der Ausführungsplanung und jetzt in der Realisierung arbeiten wir weiterhin eng mit den Nutzern zusammen, so stellen wir sicher, dass auch wirklich für

die Menschen geplant wird, die dort täglich arbeiten werden. Doch diese Vorgehensweise ist eher selten. Ein anderes Thema ist natürlich auch, dass viele Menschen, die die Gebäude nutzen wollen, oft erst befähigt werden müssen Pläne zu lesen. Denn es kommt leider vor, dass erst positives Feedback kommt und sich dann herausstellt, dass der Plan nicht wirklich verstanden wurde. Uns hat da ein eins zu ein-hunderter Modell geholfen. Das Modell hat die Qualität der Gespräche spürbar verbessert, denn es wurde nicht mehr über Quadratmeter diskutiert, sondern über räumliche Qualität, Funktion und Zusammenhänge.

Auf Ihrer Webseite schreiben Sie, dass nur im interdisziplinären Miteinander herausragende Architektur als baukultureller Beitrag entstehen kann. Können Sie uns von einem erfolgreichen Austausch berichten?

Erfolg ist immer Ansichtssache. Die Realität, die Praxis ist an dieser Stelle eigentlich genau das Gegenteil von dem, was an der Universität gelehrt wird. Auf der Universität herrscht die Haltung, es gibt die Architekten und es gibt die anderen wie Statiker, Bauingenieure und so weiter, mit denen man nichts zu tun haben will. Eine Überschneidung der Disziplinen gab es in der Lehre im Endeffekt nicht. Sobald das Arbeitsleben beginnt, hat man dann aber jede Menge Überschneidungen und man kann sich aussuchen: Arbeite ich dagegen an und dränge den Planungsbeteiligten meinen Willen auf oder suche ich im Team nach den besten Lösungen? Außerdem ist die gemeinsame Arbeit an Projekten auch mit Bauherren und Nutzern ein Garant für mehr Akzeptanz dem Projekt gegenüber.

Was vermissen Sie an der aktuellen Architekturdiskussion in Österreich?

Grundsätzlich vermisse ich andere junge Kollegen, die sich auch selbstständig machen. Mir geht es dabei aber nicht nur um den Austausch untereinander, sondern auch darum, eine gemeinsame Stimme zu haben. Die Überzeugungskraft und das Gewicht einer gemeinsamen Haltung würde Diskussionen wie der um das Thema nachhaltig Bauen sicher mehr Nachdruck geben. Was das Bauen an sich betrifft, fehlt der Zugang, das Verständnis oder auch der Wille Bestandsgebäude neu zu denken. Umnutzungen gibt es in Österreich eher wenig. Die einfachste Lösung scheint häufig noch immer der Abriss. Ich finde, man sollte verstärkt damit umgehen, was schon da ist. Das wäre auch mit Blick auf das Thema CO₂-neutral bauen ein viel besserer Ansatz. Schön wäre da die Förderung über konkrete Wettbewerbe. Darüber hinaus müssen wir den Baustoffzyklus stärker mitdenken, Ressourcen schonend bauen und Konstruktionen nutzen, die beim Rückbau wieder sortenreine Baustoffe ergeben. Im besten Fall wird man künftig sagen: „Ich brauche Baustoffe für das

Haus, dass im Umkehrschluss zum Rohstofflager wird und die Materialien später wieder in den Baustoffkreislauf zurückgeben kann.“

Nachhaltig bauen, bedeutet für uns genauso hochwertige und regionale Materialien und Handwerksleistungen zu nutzen, die strapazierfähige Ergebnisse und damit eine lange Nutzungsdauer garantieren. Was die Konstruktion betrifft, versuchen wir außerdem so zu planen, dass möglichst keine Kunststoffe Verwendung finden und sich die Komponenten bei Bedarf gut reparieren lassen.

Der Titel unserer Interviewreihe lautet „Upcoming Architects Facing New Conditions“. Was sind für Sie die wichtigsten „new conditions“ in der jungen Generation von Architekten?

Die Arbeitswerkzeuge haben sich verändert. Früher hat man mit der Hand gezeichnet, heute modellieren wir das Ganze dreidimensional. Die Werkzeuge auf der Baustelle sind ebenfalls andere. Durch Maschinen wie die CNC-Fräse entwirft, plant und baut man in der Folge auch anders als voran gegangene Architektengenerationen. Neben der Digitalisierung ist die Ressourcenknappheit ein entscheidendes Thema. Wir haben nicht unbegrenzt Rohstoffe zur Verfügung und auch der Flächenversiegelung muss Einhalt geboten werden. Wir müssen schauen, wie können wir verdichten und aufstocken, und mit welchen Materialien? Das sind Aspekte, die ich für viel gravierender halte als ein digitales Planungswerkzeug wie BIM.

Welche Fähigkeiten sind als Architekt*in im Vergleich zur Vorgängergeneration heute unabdingbar?

Ich glaube, das Wichtigste ist für Architekten künftig vernetzt, kooperativ und mediativ zu denken und zu arbeiten. Früher war der Architekt der Generalist, der Stararchitekt. Er hat alles gewusst, geplant und gemacht. Heutzutage gibt es mannigfaltige Spezialisierungen. Als Architekt*in ist es nicht mehr möglich allwissend zu sein, aber man kann die entscheidenden Leute zusammenbringen, koordinieren und einen gestalterischen Rahmen einbringen, der ein Ziel formuliert. Und genau das sind die wichtigsten Fähigkeiten des Berufsbildes heute.

Spüren Sie, dass der Stellenwert der Architektur durch die Pandemie ein anderer geworden ist? Viele Bautypologien werden sich jetzt dynamischer verändern, da ist der Architekt doch besonders gefragt!

Grundsätzlich schon. Es ist faszinierend zu beobachten, dass gerade am Anfang der Pandemie, wo alle auf ihre Wohnungen zurückgeworfen waren, sich viele plötzlich

aktiv mit dem eigenen Wohnraum auseinandergesetzt haben. In der Folge haben viele erkannt, dass sie so nicht mehr leben möchten und haben sich auf Wohnungssuche begeben oder innerhalb der vier Wände Platz gemacht und die Nutzung der Räume überdacht. Architekten wird es dabei immer brauchen, weil wir im Gegensatz zu den Nutzern den gebauten Raum nicht anders, sondern vorausdenken. Dabei geht es um die Fähigkeit, in Varianten und Möglichkeiten zu denken. Ich glaube, dass das eine der Kerndisziplinen von uns Architekten ist und die wird künftig immer gefragt sein.

Wie kann Architektur dazu beitragen, die Kluft zwischen Angebot und Nachfrage in den immer enger werdenden Städten zu reduzieren?

Ich glaube, dass der Umgang mit der bestehenden Struktur ein entscheidendes Thema ist. Unter anderem auch, weil es sehr viel Leerstand gibt. Auf der anderen Seite steht der städtische Raum, der noch bebaut werden kann. Hier gibt es genauso wie es A-, B-, C- und D-Städte gibt, auch A-, B-, C- und D-Lagen innerhalb der Stadt. In den meisten Fällen sind die A-, B- und C-Lagen bereits bebaut. Es geht also um Verdichtung in D-Lagen wie direkt am Hauptbahnhof, wo an einem Wohnungsbau die Güterzüge vorbeipreschen. Die Frage ist: Wie geht man damit um? Und wie erreicht man dauerhafte Gebäudenutzungen? Denn es gibt viele Gebäudestrukturen, die nur zu gewissen Tageszeiten genutzt werden und zu anderen völlig leer stehen. Da müssen wir multifunktionaler denken und Baugesetzte dementsprechend anpassen.

Wie viel Freiraum haben Sie bei ihren Projekten?

Die Frage ist, wie viel Freiraum kann man heutzutage noch haben. Natürlich versucht man bei der Direktbeauftragung seine Kreativität einzubringen, aber man bekommt von der Bauherrenschaft oft so zahlreiche Vorgaben, dass eine gewisse Einschränkung von vornherein gegeben ist. Unsere Hauptakquise-Methode ist darum die Teilnahme an Architekturwettbewerben. Hier liegt oft nur ein Raumprogramm vor und es wird erst mal nur nach der besten architektonischen Lösung gesucht. Gewinnt man einen Wettbewerb, ist der Lösungsvorschlag wiederum erst einmal in Stein gemeißelt. Wie groß der Freiraum in der weiteren Planung ausfällt, hängt davon ab, mit wem man von Bauherrenseite aus zu tun hat und da sind wir wieder bei meinem Beispiel vom Anfang: Das Projekt der Kinder- und Jugendpsychiatrie hat gezeigt, dass durch die Gespräche mit den Nutzern und mit den Bauherren das Gebäude immer besser geworden ist. Der Input von künftigen Nutzern bringt einen echten Benefit, wenn man sich mit Respekt und auf Augenhöhe begegnet.